

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4341) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Anserte werden die 5 gespaltenen Zeilen oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Verlagsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Jerusalajim.

III.

* Leipzig, 3. September.

B. Sch. Als Wilhelm II. Großherzog, Friedrich Wilhelm IV., 1841 die Bismarckfrage regelte, geschah dies unter ausdrücklichem Verzicht auf ein Hervortreten der preussischen Mitwirkung. Er schreibt, um nur ja seinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen, Bismarck, dem Beauftragten: „Ich will ganz und gar bescheiden auftreten und auch vor der Welt nur so weit dabei genannt sein als es unumgänglich notwendig ist. Unser Wagen trägt noch nicht starke Speise. Um Gottes willen, um des Hells, der heiligen Schrift willen: gontly (sachte!)!“

Zimmer wieder mahnte er: „Effacieren wir uns!“ Und doch schrieb Treitschke von dem Berliner Hofe jener Tage: „Nun schäme es doch klar erweisen, daß die Christlichkeit dieses Hofes allein einer phantastischen Schmelze entspringt.“

Siebenundfünfzig Jahre später wird die Jerusalemfahrt Wilhelms II. mit dem üblichen Aufgebote der höfischen Zeitungsmaschinerie bekanntgegeben, erdriert, vorbereitet. In die zahlreichen evangelischen Kirchenregimenten, es sind ihrer in deutschen Reich allein wohl fast fünfundvierzig, in der Heimat und im Ausland, in Oesterreich, in Scandinavien, in der Schweiz werden Einladungen geschickt. Und jetzt wird gemeldet, daß auch die englische Hochkirche, die feudale Hierarchie Allenglands, die der zürnende John Milton schon mit der Diana von Ephesus verglichen hat, und von der Mary mit änderer Schärfe schrieb, die englische Hochkirche verzehle eher den Angriff auf 88 von ihren 89 Glaubensartikeln als auf 1/100 ihres Selbsteinkommens, sich ebenfalls an der Einweihung der evangelischen Kirche in Jerusalem beteiligen wird.

Als der hochmüthige Erzbischof von Canterbury, der Primas der Anglikaner, 1841 die Annahme des Bismarckschen Vorschlags von oben herab empfohlen hatte, sagte er in seiner amtlichen Gesamtansprache, der ganze Spektakel in Jerusalem solle dienen zur Einleitung und Verbrüderung der anglikanischen Kirche mit der protestantischen des Festlandes, mit der begründeten Hoffnung, daß „er unter Gottes Segen die wesentliche Einheit der Disziplin und Lehre zwischen unserer eigenen und den weniger vollkommen eingerichteten Kirchen Europas anbahnen werde (that under the divine blessing it may lead the way to an essential unity of discipline as well as doctrines between our own Church and the less perfectly constituted of the protestant Churches of Europa).“

Eine stattliche Gefolgschaft geistlicher Würdenträger in Talar und Bäckchen aus Nord, West, Ost und Süd, eine glattgeschleifte Kutsche der Kultusministerien aus Schwaben und aus Schweden, aus den Duobesirtenstimmern wie aus Bayern begleitet Wilhelm II., den obersten Bischof der evangelischen Landeskirche Preussens,

auf seiner Reise, die gläubig verzückte Gemüter vielleicht für eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt versehen möchten, wo der Heiland ans Kreuz geschlagen ward, und das Volk schrie: Kreuziget ihn, das kaum gerufen: Hosianna dem Sohne Davids!

Ein weltgeschichtlicher Trümmerhaufen von Jahrtausenden, liegt die ärmliche, winzig-unwegsame Stadt mit ihrem Schmutz und ihrer Armut auf den Hügeln am Ufer des Kidron. Des Sultans Gebot rüstet dem bestreudeten Herrscher aus Frankenthal einen glänzenden Bräutempfang, wie er sich geziemend im Zeitalter der Gedendfäden, der Enthüllungen, der Revuen und Paraden. Dekorative Politik, die die weitesten Fernen durchmisst, dank der Entfaltung des Verkehrsweises nicht Meer noch Berge scheut, ist den „guten Europäern“ unserer Tage ein Nervensbedürfnis geworden. Mag den Großherrscher in Stambul auch die graue Sorge der Finanznot nicht eine Stunde verlassen, Straßen werden gebohrt, stolze Wänter errichtet, Landungsplätze neu geschaffen, der Weltweber fleißige, schlafte Finger wirken und weben Wollische Teppiche, um mit orientalischer Pracht den Kaiser zu begrüßen.

Nicht mehr als Kreuzfahrer ziehen die Deutschen nach dem gelobten Lande, um sich mit den Sarazenen zu messen, die herrlichen Bezirke des Ostens mit ihrer hohen Kultur in unwiderrücklicher Raffgier zu brandschlagen, lästern nach goldener Beute, nach dem Land und den verehrtesten Freunden des Orients, lästern wohl auch, aus einem jüdischen Babylon nach Jerusalem zu pilgern, um in inbrünstiger Verzückung am Grabe des Erlösers zerrührt zu sein.

Kalt und nüchtern hat die Geschichtsforschung die ritterliche Mär der Kreuzfahrten geprüft, und unter dem glühenden Schimmer des Heldentums, der Frömmigkeit, der religiösen Verehrung die handgreiflichen, die realen wirtschaftlichen Triebkräfte aufgedeckt, die Europa nach dem Bauberlande von Tausend und einer Nacht trieben.

Gewaltig wuchs der Einfluß des Papsttums, die Hausmacht der Landesfürsten mehrte sich durch rückfallende Lehen, da Tausende der Lehensleute ihr Leben im Wüstenlande unter dem Krumsäbel der Sarazenen ließen. Die adeligen Herren verfaulten in ihrer Not und ihrem Hunger nach dem Geld, das die Naturalwirtschaft mählich erschütterte, eine Freiheit nach der anderen zum Nutzen der aufblühenden städtischen Bürgergemeinden. Zahlreiche Leibeigene nahmen das Kreuz, um der Pein der Heimat zu entweichen und Freie zu werden. Das abendländische Kaufmannskapital schlug festen Fuß im Osten und wuchs zu immer steigender Bedeutung in Italiens Handelsrepubliken. Die Ritterorden, vor allem die Templer, dienten als die Bankiers des Mittelalters, Millionen aufschuldig, den Geldverkehr vermittelnd. Schon Ludwig der Heilige von Frankreich, den nicht bloß unruhige Neugier und Frömmigkeit, sondern Eroberungs- und Bereicherungspläne vor siebenhundert- und fünfzig Jahren (1248) in das herrliche Nil-Land trieben,

musste den königlichen Kredit sich durch Wechselbriefe auf die schlauen Genueser Handelsleute sichern.

Wie oft aber spielt, seit mehr als einem Jahrhundert, noch das Heilige Grab eine Rolle in den Interessenkämpfen der Großmächte? Stets taucht es auf in kritischen Augenblicken, um, wie noch im Krimkrieg, die Eroberungs- und Aufteilungsabsichten der europäischen Gewaltthäter zu verdecken, um das grobe Machtgelfüste, das nach einem Stücke der Türkei uns andere greift, mit dem trügerischen Scheine heiligmännlicher Frömmigkeit zu umweben?

Kein Staat hat so geschickt, so zäh und erfolgreich diese religiösen Motive ausgenützt, als Rußland. Mit dem Schutze der Glaubensgenossen in der Türkei, mit der Fürsorge für die Christen in Palästina krebt die Diplomatie des weißen Zaren, immer das Ziel: Byzanz im Auge. Rußland „beschützte“ die griechisch-gläubige Bevölkerung des Osmanenreiches, deren Velenntnis es teilt, es injurgierte die Christen, es wiegelte durch seine Agenten die orthodoxe Volksmasse auf.

Fast vier Millionen Südslaven, Griechen, Wallachen, Armanen gegen eine Million Türken in der europäischen Türkei! Die Griechen der Türkei sind fast durchgängig slawonischen Ursprungs.

Die Südslaven, die auch in Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Südbungarn sitzen, bilden noch heute den Grundstock der christlichen Bevölkerung in der europäischen Türkei, etwa drei Viertel der türkischen Bevölkerung, sie sprechen alle dieselbe dem Russischen näherverwandte Sprache. Die Kroaten und ein Teil der Dalmatiner sind römisch-katholisch, der Rest ist griechisch-katholisch. Die Anhänger der griechischen Kirche bedienen sich noch heute des cyrillischen Alphabets, das auch in der russischen Sprache und im Altslawischen gebraucht wird. Ein serbischer Bauer kann ein in seiner eigenen Sprache, aber im „heterodoxen“ Alphabet in Agram gedrucktes Buch kaum lesen, wohl aber ein zu Moskau im „orthodoxen“ Alphabet (pravoslavni) gedrucktes Buch.

Die frommen griechischen Slawonier holen ihre Gebetbücher und ihre Bibeln aus dem von dem Genueser der Orthodoxie und Heiligkeit umwitterten Moskau. Der südslawische Bauer in Makedonien und Thracien, der serbische, der rumelische, der bosnische Landmann haben mehr nationale Sympathie, mehr Verührungspunkte, mehr geistigen Verkehr mit dem Russen, als mit dem römisch-katholischen Südslaven, der seine Sprache spricht. Was auch geschehen möge, er schaut nach Petersburg nach der Ankunft des Messias, der ihn von allen Uebeln befreien soll, und wenn er Konstantinopel, Zarigrad oder Kaiserliche Stadt nennt, so ist das eine Anticipation des orthodoxen Zaren, der vom Norden kommt, um den wahren Glauben wiederherzustellen.“

* The Eastern Question. By Karl Marx, p. 7/8.

Senilleton.

Handred verboten.

L'Adultera.

Von Theodor Fontane.

„Aber lieber Legationsrat,“ unterbrach hier Van der Straaten, „es liegen doch einige Kleinigkeiten vor: Ex-mittlerung Oesterreichs, Aufbau des deutschen Reiches...“

„Ekrasierung Frankreichs und Dethronisierung des Papstes! Bah, Van der Straaten, ich kenne die ganze Titanei. Wenn aber haben wir dafür zu danken, wenn überhaupt dafür zu danken ist? Wem? Einer ihm feindlichen Partei, feindlich ihm und mir, einer Partei, der er ihren Schlachtruf entnommen hat. Er hat etwas Plagiatorisches, sag ich, er hat sich die Gedanken anderer einfach angeeignet, gute und schlechte, und sie mit Hilfe reichlich vorhandener Mittel in Thaten umgesetzt. Das konnte schließlich jeder, jeder von uns: Gabler, Elmar, Du, ich, Reiff...“

„Ich möchte doch bitten...“

„In Thaten umgesetzt,“ wiederholte Duquede. „Ein Umfag- und Wechselgeschäft, das ich hasse, so lange nicht der selbstige Gedanke dahinter steht. Aber Thaten mit gar keiner oder mit erheuchelter oder mit erborgter Idee haben etwas Hohes und Brutales, etwas Dschingiskhanartiges. Und ich wiederhole, ich hasse solche Thaten. Am meisten aber hasse ich sie, wenn sie die Begriffe verwirren und die Gegensätze mengen, und wenn wir es erleben müssen, daß sich hinter den alchymischen Formen unseres staatsverhaltenden Princips, hinter der Maske des Konservatismus, ein revolutionärer Radikalismus birgt. Ich

sage Dir, Van der Straaten, er segelt unter falscher Flagge. Und eines seiner einschlägigsten Mittel ist der beständige Flaggenwechsel. Aber ich hab' ihn erkannt und weiß, was seine eigentliche Flagge ist...“

„Nennen...“
„Die schwarze.“
„Die Piratenflagge?“

„Ja. Und Sie werden dessen über kurz oder lang alle gewahr werden. Ich sage Dir, Van der Straaten, und Ihnen Elmar und Ihnen Reiff, der Sie's morgen in Ihr schwarzes Buch eintragen können, meinethwegen, denn ich bin ein altmärkischer Edelmann und habe den Dienst dieses mir widerstrebenden Eigennützlings längst quittiert, ich sag' es jedem, alt oder jung: sehen Sie sich vor. Ich warne Sie vor Täuschung, vor allem aber vor Ueberschätzung dieses falschen Mitters, dieses Glücks-Tempelherrn, an den die blöde Menge glaubt, weil er die Jesuiten aus dem Lande geschafft hat. Aber wie steht es damit? Die Wäsen sind wir los, der Wäse ist geblieben.“

Grzyzinski hatte mit vornehmem Nicken zugehört, Van der Straaten indes, der, trotzdem er eigentlich ein Bismarck-Schwärmer war, in seiner Eigenschaft als kritisch-tätiger Berliner nichts Neuländisches kannte, als Größen-Niedermetzelung und Generalinvektive, immer vorausgesetzt, daß er selber als einsam überragender Bergkegel übrig blieb, grüßte zu Duquede hinüber und rief einem der Diener zu, dem Legationsrat, der sich geopfert habe, noch einmal von der letzten Schüssel zu präsentieren.

„Eine spanische Zwiebel, Duquede. Mimn. Das ist etwas für Dich. Scharf, scharf. Ich mache mir nicht viel aus Spanien, aber um zweierlei beneid' ich es: um seine Zwiebeln und um seinen Murillo.“

„Ueberrascht mich,“ sagte Gabler. „Und am meisten

überrascht mich die Dir entschlüpfte Murillo-, will also sagen Madonnen-Bewunderung.“

„Nicht entschlüpfst, Arnold, nicht entschlüpfst. Ich unterscheid' nämlich, wie Du wissen solltest, kalte und warme Madonnen. Die kalten sind mir allerdings verhasst, aber die warmen hab' ich desto lieber. A la bonne heure, die berauschen mich, und ich fühl' es in allen Fingerringen, als ob es elser Rheinwein wäre. Und zu diesen glühenden und sprühenden zähl' ich all diese spanischen Inmaculatas und Concepciones, wo die Mutter Gottes auf einer Mondschale steht, und um ihr dunkles Gewand her leuchten goldene Wolken und Engelsköpfe. Ja, Reiff, dergleichen giebt es. Und so blickt sie brünstig oder jagen wir lieber inbrünstig gen Himmel, als wolle die Seele flügge werden in einem Brütosen von Heiligkeit.“

„In einem Brütosen von Heiligkeit,“ wiederholte der Polizeirat, in dessen Augen es heimlich und verstohlen zu zwinckeln begann. „In einem Brütosen! O, das ist magische, das ist herrlich, und eine Andeutung, die jeder von uns nach dem Maße seiner Erkenntnis interpretieren und weiterpinnen kann.“

Beide junge Frauen, einigermassen überrascht, ihren sonst so zurückhaltenden Freund auf dieser Messerschneide balancieren zu sehen, trafen sich mit ihren Blicken, und Melanie, rasch erkennend, daß es sich jeden Moment um eine jener Katastrophen handeln könne, wie sie bei den kommerzienrätlichen Diners eben nicht allzu selten waren, suchte vor allem von dem heiklen Murillo-Thema loszukommen, was bei Van der Straatens Eigensinn allerdings nur durch eine geschickte Diversion geschehen konnte. Und solche gelang denn auch momentan, indem Melanie mit anscheinender Unbefangenheit bemerkte: Van der Straaten wird mich auslachen, in Bild- und Materfragen eine Meinung haben zu wollen. Aber